

Gelebte Begegnung – beim Essen und Trinken

¶ Lernen im Alltag zwischen Menschen mit und ohne Behinderung

Es gibt ein fleischloses Menu, das ist gut. Oder esse ich heute doch nur einen Salat, ein Brötchen mit Käse, einen Joghurt? Tische voll mit Studierenden, ein Tisch mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern aus der Verwaltung, da kommen noch ein paar Lehrende, die sich zusammensetzen ... Kaum haben wir gegessen, werden unsere Teller abgeräumt, ich helfe mit, es ist eine höfliche und ruhige Atmosphäre. Die niedrigen Preise und der volle Raum während der Mittagsstunde, in der keine Lehrveranstaltungen stattfinden, erinnern daran, dass wir in einer Mensa essen. Auf den ersten Blick eine ganz normale Mensa in schönen Räumlichkeiten, ohne weitere Besonderheiten. Bei näherem Hinsehen sind vor allem Menschen mit Behinderung in der Küche, an der Theke, beim Abräumen der Tische beschäftigt. Doch das scheint selbstverständlich.

LehrerIn werden

»Lehren heißt zeigen, dass man etwas liebt; zumindest heißt es zeigen, dass man etwas schön und menschenwürdig findet. Lehrer sein heißt also, sich vor jungen Menschen kenntlich machen. Es setzt Stolz auf die eigene Sache voraus.«¹ Aus dem eigenen Erleben erwachsen, wird an Lehrpersonen längst vor den Worten spürbar, was ihnen wertvoll ist, was für sie selbst Bedeutung hat. Kinder und Jugendliche nehmen vor den Begriffen Haltungen wahr, auch wenn sie dies oft nur begrenzt verbalisieren können. Den Beruf der Lehrerin oder Lehrer zu ergreifen, erfordert nicht nur eine fachwissenschaftliche Ausbildung, sondern ebenso die Förderung emotionaler und kommunikativer Kompetenzen sowie personaler Grundhaltungen. Im Praxis-Theorie-Praxiszirkel können personale und soziale Fähigkeiten am besten erlebt und reflektiert werden. Denn auch Hochschulen dienen nicht nur der Vorbereitung auf einen Beruf, sondern es sind Orte, an denen Lebenszeit gestaltet wird. Hochschulen sind Orte voll von Begegnungen und Erfahrungen; Freude und Zorn, Zuversicht und Sich-Verlieben haben ihren Platz.

1 Fulbert Steffensky, Die Gewissheit im Eigenen und die Wahrnehmung des Fremden, in: RU 27 (1997) Heft 1, 3–5, hier: 4.

Am Akademienverbund Pädagogische Hochschule Vorarlberg, im westlichsten Bundesland Österreichs, werden Lehrerinnen und Lehrer für die Pflichtschulen ausgebildet.² Eine solche Lehrerinnen- und Lehrerbildung weiß sich – auf der Basis der Grundsätze moderner Lehrerbildung – der Verbindung von fachlichem, sozialem und personalem Lernen verpflichtet, ganzheitlich und integrativ, nach innen differenziert und im ständigen Austausch zwischen theorierelevantem und praxisorientiertem Lernen.³

Die Mensa braucht einen neuen Pächter

Nach der Generalsanierung der Hochschulgebäude im Frühjahr 2001 war auch die hauseigene Mensa neu zu verpachten. Diese war integriert in ein kommunikatives Gesamtkonzept, das Räume der Begegnung und der Kommunikation an die zentralen Stellen des Gebäudekomplexes platzierte. So kommt es, dass Bibliothek und Mensa direkt beim Haupteingang zu finden sind, beim Betreten und beim Verlassen der Gebäude gehen alle – Lehrende wie Studierende – an Mensa und Bibliothek vorbei.

Sich begegnen und gemeinsam essen und trinken – das ist für das Zusammenleben zentral. Einen Platz zu haben, an dem es möglich ist, vor und nach den Lehrveranstaltungen etwas zu essen, sich auszutauschen, miteinander den Mittag zu verbringen – das müsste doch selbstverständlich sein. Es soll aber an dieser Stelle nicht verschwiegen sein, dass die bisherige – vor allem wirtschaftliche – Situation der hauseigenen Mensa keine einfache war, da die Auslastung auf die Semesterzeiten begrenzt ist.

Kein schlechter Arbeitsplatz

Dies alles führte dazu, dass bei den Ausschreibungen das Projekt der »Förderwerkstätte Nofels der Lebenshilfe Vorarlberg« zum Zug kam, ein integratives Arbeitsprojekt zwischen Menschen mit und ohne Behinderung.⁴ Die Qualität der Mensa hat gewonnen: die Räumlichkeiten sind gepflegt, die Speisen abwechslungsreich und qualitativ – und besser als je zuvor, Profiköche und heilpädagogisches Fachpersonal sorgen für die professionelle Führung der Mensa in wirtschaftlicher und sozialer

2 Zur weiteren Information über Institution und Angebote siehe: Pädagogische Akademie des Bundes in Vorarlberg, Dir. Dr. Ivo Brunner, www.pa-feldkirch.ac.at.

3 Zur Pädagogischen Hochschulentwicklung in Österreich und ihrem Konzept von Lehrerbildung vgl. exemplarisch die Unterlagen der Evaluierungs- und Planungskommission, Wien 2002.

4 Zur weiteren Information über die Institution »Lebenshilfe Vorarlberg« und über die einzelnen Projekte im Bereich Arbeit und Arbeitsintegration siehe www.lebenshilfe-vorarlberg.at Zum konkreten Arbeitsprojekt Mensa sei Mag. Markus Vögel mvoegel@lebenshilfe-vorarlberg.at genannt.

Hinsicht. Nicht aber primär wirtschaftliche Überlegungen⁵, sondern das Konzept selbst fand Zustimmung: Die spezifischen Anliegen der Lehrerinnen- und Lehrerbildung von Integrativer und Inklusiver Pädagogik sind nicht nur theoretisch oder in Praktikas zu erlernen, sondern können im Alltag des Zusammenlebens erfahren werden. Menschen mit Behinderung leben mit den angehenden Lehrpersonen, sie arbeiten in Küche und Service, sie bereiten das Salatbuffet und die Menus vor, richten die kleinen Speisen wie belegte Brote und Obst, organisieren die Verkaufsregale und räumen die Tische ab, waschen Geschirr und halten die Mensa sauber. Es ist keine Beschäftigung, sondern es ist Arbeit, es ist Dienstleistung gegen Bezahlung. Und es ist »ihre« Pädagogische Akademie, es ist ihr Arbeitsplatz, mit dem sie sich identifiziert wissen, auf den sie stolz sind.

Es hat sich etwas geändert...

Einzelne Studierende gestanden ein, dass es ihnen zu Beginn des Studiums ungewohnt war, mit Menschen mit Behinderung zusammen zu sein. Aber sie sagten auch, wie schnell sie an die Begegnungen gewohnt wurden, wie selbstverständlich es nach kurzer Zeit war, wie sich Berührungsängste abgebaut haben, wie der Umgangston unbeschwerter wurde. Die freundliche Art des Mensa-Personals erleichtert den Zugang zu den Menschen mit besonderen Beeinträchtigungen.

Und alle betonen: Die Atmosphäre hat sich zum Positiven verändert, die Freundlichkeit des Personals hat ausgestrahlt, das Tempo wurde langsamer, der Umgangston rücksichtsvoller und zuvorkommender. Plötzlich waren »bitte« und »danke« selbstverständlich – die Begegnung hat alle verändert.

Damit es nicht zu einfach klingt: Es war die Entscheidung aller Beteiligten notwendig, sich auf das Projekt einzulassen, es brauchte erste Erfahrungen zwischen Träger und Pächter, zwischen Hochschule und »Lebenshilfe«, damit das gegenseitige Vertrauen wachsen konnte. Das Engagement und die Professionalität aller beteiligten Personen haben bewirkt, dass das Projekt als gelungen angesehen und wertgeschätzt wird.

Lernen in der Begegnung

Das Konzept ist aufgegangen: LehrerInnenbildung braucht Orte der Begegnung, auf vielfältigen Ebenen. Neben dem regelmäßigen Unterricht in Praxisschulen, neben den Lehrveranstaltungen und den verschiedenen speziellen pädagogischen Angeboten der LehrerInnenbildung geschieht

5 Das Projekt erhält als Arbeitsprojekt Fördermittel.

Begegnung beim Essen und Trinken, zu Mittag und in den Pausen. Diese Begegnung umfasst viel mehr als nur Lehrende und Studierende: Ein unmittelbar benachbartes Gymnasium nutzt die Mensa als Mittagsangebot für die Schülerinnen und Schüler, einzelne andere integrative Arbeitsprojekte nutzen den Mittagstisch.

Das Projekt lebt von alltäglichen, primär nicht reflektierten Begegnungen untereinander. Die Begegnungen werden nicht pädagogisiert, sie werden nicht »genutzt«, sie sind so alltäglich wie das Mittagessen und die Jause am Vormittag. Dass dann – im Verlauf eines Studiums – angehende Lehrpersonen auch reflektieren, welchem Konzept von Begegnung sie selbst folgen, was sie mit ihren zukünftigen Schülerinnen und Schülern erlebbar machen und umsetzen wollen, das ist sinnvoll und vorgesehen. Die Begegnung selbst aber bleibt, was sie ist – eine Mensa für Schülerinnen und Schüler, für Studierende und für Lehrende.

Hier geschieht Lernen zuerst im Kontakt, in der Begegnung, die Vielfalt aller Personen prägt sowohl den Studienbetrieb; zugleich ist es auch Erfahrungsfeld für die künftige Aufgabe der Lehrpersonen, die Vielfalt der Schülerinnen und Schüler wahrzunehmen, pädagogisch zu gestalten und didaktisch zu konkretisieren. »Lernen in der Begegnung« bindet Begegnung nicht in ein pädagogisches Konzept, sondern belässt den Moment der Begegnung in der Begegnung selbst. Nahrungsaufnahme, ein sauberer Tisch und ein gutes Menu, eine angenehme Atmosphäre und freundliches Personal sind zuerst die Ansprüche, die an die Mensa gestellt werden. Und erst im zweiten Gedanken, im Nach-Denken entdecke ich – vielleicht, was diese Mensa unterscheidet, was sie mir – neben dem Mittagessen – an Begegnung ermöglicht, an Erfahrung mit anderen Menschen. Diese Menschen sind so vielfältig wie die Hochschule selbst: Studierende und Lehrende, jüngere und ältere Menschen, mit sichtbarem Handicap und ohne ...

Das Projekt zieht Kreise

Was im Hochschulbetrieb erlebt, erprobt und reflektiert wurde, wird zum Modell auch für Schulen. Zwei Gymnasien in der Region haben ihre Schulküche und den Schulkiosk an Institutionen verpachtet, die mit Menschen mit Einschränkungen arbeiten. Am Gymnasium in Feldkirch/A wird der Mittagstisch durch das Arbeitsprojekt »Menschen brauchen Menschen«, getragen von der »Lebenshilfe Vorarlberg«, organisiert, vier Menschen mit Behinderung arbeiten dort mit den betreuenden Personen und Zivildienern. Täglich bis zu 70 Schülerinnen und Schüler erhalten ihre Mittagsmahlzeit, im Anschluss daran wird neben Unterricht auch Nachmittagsbetreuung angeboten. Am Gymnasium in Bludenz/A sind der Schulkiosk und der Mittagstisch von der Caritas Vorarlberg übernommen. Der Direktor des Gymnasiums fasst sehr pragmatisch zusammen, wieso das Projekt für beide Seiten, Schule und Caritas, von Vorteil ist: »Für uns, weil wir uns dann um gar nichts mehr kümmern müssen, und für die Caritas, weil hier vier Menschen mit Behinderung

eine Arbeit bekommen.«⁶ Die Begegnung geschieht im Alltag, in den zeitlich knappen Momenten in der Pause, wenn sehr viele Schülerinnen und Schüler in zehn, vielleicht fünfzehn Minuten mit einer kleinen Jause oder einem Getränk versorgt sein wollen. Projekte dieser Art rufen wenig Reflexion bei den Beteiligten hervor, im Vordergrund stehen die Begegnung im alltäglichen Kontext, die Zusammenarbeit und die gegenseitige Wertschätzung zwischen den Projektmitarbeiterinnen und Projektmitarbeitern, den angestellten Menschen mit Einschränkungen und den Schülerinnen und Schülern sowie den Lehrenden.

Es geht um's Essen, aber ...

Bei all diesen Projekten steht die Mahlzeit im Vordergrund, die Bereitstellung warmer Speisen für Schülerinnen und Schüler, die Qualität des Angebotes, das Preis-Leistungsverhältnis, die problemlose Organisation... Zugleich – die Integration wird gut geheißen, die kontrollierte Begegnung in den entsprechenden Rollen in der Mensa und beim Kiosk wird sehr positiv aufgenommen. Dennoch bleibt die Frage: Ist die geringe Reflexion positiver Ausdruck der gelingenden Zusammenarbeit und der Selbstverständlichkeit in den Begegnungen im Alltag, oder ist sie auch Ausdruck dessen, dass wir einander in diesen Alltagskontakten nicht wirklich wahrnehmen, dass nicht die Person in den Blick kommt, sondern die angebotene Dienstleistung? Oder noch schärfer gesagt: Endet die »Begegnung« nicht bei der Erfüllung meiner Bedürfnisse: Mein Mittagessen soll gut sein, ich möchte schnell bedient werden...? Wäre es nicht redlicher, von »Kontakt«, von »In-Kontakt-Treten« anstelle von »Begegnung« zu sprechen?

Die Perspektive verändert sich

Dennoch: Die in diesen Projekten sichtbare Umkehr von Positionen und Rollen ist ungewohnt und wichtig – selten sind Menschen ohne Behinderung von Menschen mit Behinderung »abhängig«, abhängig in der Versorgung in den Pausen und zu Mittag. Selten dreht sich die Perspektive so deutlich um: Ich brauche Menschen mit Behinderung, um meine Bedürfnisse abzudecken, ein sonst wenig beachteter Mensch wird wichtig, weil er oder sie mir das Mittagessen reichen wird, weil er oder sie die Getränke, die Jause, die Schokolade verkaufen. Spätestens in diesen Momenten wird deutlich: Was als Arbeits- und Sozialprojekt begonnen

6 Vorarlberger Nachrichten 61 (22. April 2005), Nr. 91, A 13; Vorarlberger Kirchenblatt (15. Mai 2005), Nr. 19, 17; Vorarlberger Nachrichten 61 (23./24. April 2005), Nr 92, G 8.

wurde, wird zum Erfahrungsfeld auch für die Menschen ohne deutliche Handicaps: Wer gibt und wer empfängt, verändert sich.

Projekte wie die beschriebenen sind bedeutsam, weil sie selbstverständlichen Kontakt im Alltag ermöglichen, weil nicht die Schwierigkeiten von Kontakt und Begegnung im Vordergrund stehen, weil die definierten Rollen und klaren Aufgaben der am Kontakt beteiligten Personen, die Kürze des Kontakts und die vorgegebene Struktur, in dem der Kontakt stattfindet, sehr viel Sicherheit geben.

Integration und Inklusion – Zum Weiterdenken

Die Entwicklung dieser Projekte ist mit 2005 nicht abgeschlossen, es gilt weiterzudenken, wie aus Kontakt Begegnung werden kann, wie die Selbstverständlichkeit des Umgangs bewusst und auf andere Erfahrungen übertragbar wird. Es gilt weiterzudenken, wie der Anspruch der Inklusion⁷ an Schulen und Hochschulen weiter umgesetzt werden könnte, wie die vorhandene Heterogenität zur Bereicherung wird, wie Menschen nicht zuerst ausgegrenzt und dann wieder integriert werden müssen, sondern wie das Zusammenleben »inklusiv« gestaltet werden kann. Alle sind Teil des Hochschulbetriebes, alle sind Teil einer Schule – jede Person braucht auf ihre Weise Unterstützung, alle sollen die Art von Begleitung und Unterstützung erhalten, die ihrer Person und der jeweiligen Entwicklung entsprechend sind. An diesem Ansatz weiterzudenken, wird uns zukünftig beschäftigen, es wird uns neue Erfahrungen in den Begegnungen ermöglichen.

»Kinder, die zusammen lernen, lernen zusammen zu leben.« Dieser Kerngedanke der inklusiven Pädagogik⁸ gilt auch für Jugendliche und junge Erwachsene, letztlich ist dieser Ansatz für alle Altersgruppen hilfreich. Zusammen lernen, zusammen essen und feiern – Kontakt und Begegnung im Alltag machen sicher, um die Perspektive zu ändern. Menschen, die bisher über ihre Behinderung definiert und in Folge auch als »Menschen mit Behinderung« bezeichnet wurden, heißen in diesem Denkhorizont: Menschen mit besonderen Bedürfnissen. Menschen mit körperlicher oder geistiger Behinderung haben besondere Bedürfnisse. So genannte »Menschen ohne Behinderung« sind auch Menschen mit besonderen Bedürfnissen, jede Person hat solche besonderen Bedürfnisse, die beachtet und abgedeckt sein müssen, damit wir uns wohl fühlen können.

7 Vgl. zum Konzept der »Inklusion« im Kontext von Menschen mit Behinderung sowie zur »Pädagogik für alle« bzw. zur »Inklusiven Pädagogik« exemplarisch: *Irmtraud Schnell / Alfred Sander* (Hg.), *Inklusive Pädagogik*, Bad Heilbrunn 2004; *Hans Eberwein*, Einführung in die Integrationspädagogik, Stuttgart 2001; *Hans Eberwein / Sabine Knauer*, Integrationspädagogik, Weinheim 2002.

8 Vgl. Themenheft »Von der Integration zur Inklusion?« In: *Sonderpädagogische Förderung* 48 (2003), Heft 4. bes. *Helmut Reiser*, Vom Begriff Integration zum Begriff Inklusion – Was kann mit dem Begriffswechsel angestoßen werden?

Im Kontakt, in der Begegnung kann konkret erlebt werden, dass wir Menschen mit besonderen Bedürfnissen sind. In der Begegnung zu lernen hieße dann, bei mir selbst und bei anderen diese besonderen Bedürfnisse wahrzunehmen und nach Unterstützung und Begleitung im Umgang mit den Bedürfnissen zu suchen.⁹ Dafür sind das Interesse am Anderen und die Bereitschaft notwendig, die Welt aus der Sicht des Gegenübers sehen zu wollen.¹⁰ Bei Unsicherheit oder Schwierigkeiten im Kontakt wird das Unvertraute häufig beim Gegenüber als »Anderssein«, als »Fremdsein« interpretiert. Im Kontakt mit Menschen mit einer Behinderung sind auch die Menschen ohne Behinderung konfrontiert mit ihren Grenzen, ihrem Ausgeschlossensein, ihren Zweifeln. Wir sind konfrontiert mit den Fragen nach unseren Konzepten von Glück und von Schönheit, von Sexualität und von Mobilität u.v.m.¹¹ Dies bedarf der bewussten Auseinandersetzung, dafür braucht es Formen des Austausches, um eigenes Nachdenken zu ermöglichen und zu versprachlichen, um eigene Identität zu stärken, besonders im Jugendalter. Denn, was F. Schweitzer für interreligiöses Lernen betont, gilt auch für integrative Begegnungen: »Je unsicherer die persönliche Identität, desto geringer auch die Fähigkeit, Pluralität auszuhalten.«¹²

Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung beginnt mit dem Entwickeln von Haltungen im Alltag, wie zuhören können, Unerwartetes und Fremdes bei anderen Menschen und in der eigenen Person wahrnehmen und aushalten können. Wahrnehmen, achtsam hinsehen, auch aushalten und verweilen – so lässt sich die Haltung beschreiben, die einzuüben ist, längst bevor wir von Begegnung und Dialog mit gehandicapten Menschen sprechen.

Es ist ganz normal, verschieden zu sein

Die Projekte selbst legen keine ausführliche theologisch-religionspädagogische Deutung nahe, diese wäre sekundär und von außen vorgenommen. Es geht in den Projekten um ein selbstverständliches Recht aller Menschen auf Arbeit, auf sinnvolle und erfüllende Arbeit. Es geht um die Veränderung der Perspektive, dass Menschen Beeinträchtigungen und besondere Bedürfnisse haben, unabhängig davon, ob wir sie als »gesund«, »normal« oder »behindert« bezeichnen. Es geht um Begegnung

9 Vgl. exemplarisch: *Ines Boban / Andreas Hinz*: Index für Inklusion. Lernen und Teilhabe in der Schule der Vielfalt entwickeln. Halle/Wittenberg 2003.

10 Vgl. exemplarisch: *Heiner Keupp u.a.*, Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne, Reinbek b.H. 1999.

11 *Dorothee Wilhelm*, Fremdkörper – produktive Irritationen in der Begegnung mit Behinderten, in: *Gottfried Adam / Roland Kollmann / Annebelle Pithan* (Hg.): »Normal ist es, verschieden zu sein«. Das Menschenbild in seiner Bedeutung für religionspädagogisches und sonderpädagogisches Handeln. Dokumentationsband des vierten Würzburger religionspädagogischen Symposiums, München/Münster 1994, 51–67.

12 *Friedrich Schweitzer*, Interreligiöses und ökumenisches Lernen – auch in der Schweiz? in: *Michael Krüggeler / Fritz Stolz* (Hg.), Ein jedes Herz in seiner Sprache ... Religiöse Individualisierung als Herausforderung für die Kirchen, Zürich/Basel 1996, 141–149, hier: 147.

im Alltag, nicht in Einzel- oder Sondersituationen. Es geht um gelebte Praxis, wie eigenständiges und selbstbestimmtes Leben möglich ist. Dahinter können und müssen wir nach dem fragen, was »der Mensch« ist, inwieweit christliche Theologie in ihrer Rede vom »Menschen« konkret Menschen mit Behinderungen einbezieht in ihr Nachdenken, inwieweit theologische Anthropologie und praktische Theologie Leiblichkeit und Menschsein in deren Heterogenität reflektieren.¹³

In den beschriebenen Projekten steht der unmittelbare Kontakt im Alltag im Vordergrund, die Verschiedenheit der Personen wird nicht primär reflektiert, sondern als gegeben wahrgenommen, die Heterogenität gilt dadurch als das »Normale«. Häufige Aussagen der Betroffenen gehen in diese Richtung, wie z.B.: »Für uns ist es normal, dass Menschen mit Behinderung bei uns arbeiten.« »Wir sind es gewohnt.« »Die Menschen mit Behinderung würden bei uns fehlen.« Das Zusammenleben im Alltag ist vertraut geworden. Es ist häufig keine bewusste Auseinandersetzung, sondern eine selbstverständliche Begegnung im Alltag, in den verschiedenen Rollen, mit den verschiedenen Bedürfnissen. In den Projekten gibt es Arbeitsmöglichkeit, mit Hilfe derer die Menschen betrieben werden.

Es wäre schön, wenn die Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Behinderung viel häufiger einen so sicheren Ort und einen so unkomplizierten Rahmen hätte, wenn die Begegnung mit Menschen mit Behinderung immer so selbstverständlich wäre wie das tägliche Mittagessen ...

13 Vgl. kritisch Dorothee Wilhelm, Gottebenbild im Plural, in: Fama 13 (1997), Nr. 4, 6–8.